

Dankesrede zur Verleihung des Franz-Hessel-Preises am 18. Februar 2014 in Paris

JONAS LÜSCHER

Sehr geehrte Frau Ministerin Filippetti, sehr geehrte Frau Staatsministerin Grütters, sehr geehrte Damen und Herren, lieber Frédéric Ciriez,

ich habe für diesen Preis sehr zu danken. Mein Dank gilt der Jury, dafür, dass sie meinem Buch diese Aufmerksamkeit hat zuteil kommen lassen, den Stiftern dieses Preises, der Villa Gillet und der Stiftung Genshagen, sowie den Regierungen beider Länder, die diesen Preis unterstützen.

Aber einmal mehr möchte ich bei dieser Gelegenheit auch meinem Verlag C. H. Beck und den wunderbaren Mitarbeitern in München danken.

Dieser Preis soll ja auch dazu dienen, den Autoren in der jeweils anderen Sprache Bekanntheit zu verschaffen. Das ist in meinem Fall schon gelungen, in gewisser Weise als Koinzidenz. Die *Editions Autrement* wurden auf mich aufmerksam und werden meine Novelle im nächsten Winter in französischer Sprache veröffentlichen. Auch Ihnen gilt mein Dank.

Dieser Preis, der den Namen Franz Hessels trägt, und von zwei Organisationen gestiftet wird, die sich dem europäischen und dem interkulturellen Dialog verschrieben haben, war mir willkommener Anlass darüber nachzudenken, was es heute bedeutet, ein europäischer Schriftsteller zu sein. Das bedeutet darüber nachzudenken, ein Autor in einem politischen und gesellschaftlichen Kontext zu sein und ein solches Nachdenken liefe ins Leere, wäre man nicht bereit, die beiden Begriffe Literatur und Engagement zusammen zu denken. Das ist ein Anspruch, der heute gelegentlich Irritation auslöst, einem manchmal den Vorwurf der Naivität einbringt, aber hier, nur ein kurzer Spaziergang vom Café de Flore entfernt, hoffe ich auf Verständnis.

Dieses Nachdenken findet zu Beginn eines Jahres statt, welches für Europa ein wichtiges, eventuell ein schicksalhaftes, ja, ich fürchte, ein schwieriges zu werden droht. Um die gute Nachricht vorwegzunehmen: Ein Buchhändler ist Präsident des Europaparlaments. Aber im Mai dieses Jahres haben die Bürger der Europäischen Union ein neues Parlament zu wählen und wir haben durchaus zu befürchten, dass Europaskeptiker und Gegner der europäischen Idee in großer Zahl in dieses Parlament gewählt werden; in ein Parlament, dass sie am liebsten marginalisieren oder sogar abschaffen möchten.

Angesichts dieser Bedrohung wird die große Erzählung Europas bemüht. Es ist ein typischer Monomythos, der uns dabei aufgetischt wird; alternativlos und unausweichlich. Die Vergangenheit wird heraufbeschworen: Jahrhunderte innereuropäischer Bruderkriege. Und das Ende der Europäischen Union, so traut man sich zwar selten auszusprechen, aber es hängt dennoch drohend in der Luft wie ein nicht zu Ende geführter Satz, würde uns genau dorthin zurückführen. Für meine Generation aber - auch für jene unter uns mit geschärftem historischem Bewusstsein -, ist das eine seltsame Erzählung. Ich - und ich nehme an, dasselbe gilt auch für Frédéric Ciriez -, wir können uns kaum ein Szenario vorstellen, in dem wir begeistert gegeneinander in den Krieg ziehen. Das ist ja, gesetzt den Fall, wir verlieren darüber die Vergangenheit nicht ganz aus den Augen, eine begrüßenswerte Entwicklung, aber sie stellt Europas Politiker vor ein Problem: die Drohung hat ihre Plausibilität, ihre Wirkkraft verloren. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn das haben negative Begründungen positiver Ideen an sich; der Schrecken verliert im Lauf der Zeit an Unmittelbarkeit.

Dass dieser Monomythos gegenwärtig dennoch so bemüht wird, weist vor allem auf eines hin, auf das, worauf das Bemühen um einen Monomythos meistens hinweist, nämlich auf ein narratives Vakuum. Es fehlt uns offenbar an Polymythen, an Erzählungen, die nur eine unter vielen sein wollen, an Geschichten, die sich um den Einzelfall kümmern, um das gelebte Leben, das Leben in Europa; es fehlt uns also an *Stories* und *Histories*.

Aber kann man das wirklich allen Ernstes behaupten, dass es uns an Narrationen fehlt; bei allem was geschrieben, gedreht, publiziert, gesendet, inszeniert, gedruckt, gebloggt und gepostet wird? Vielleicht ist ein anderer Mechanismus am Werk. Vielleicht verlieren sich die entscheidenden, die engagierten, die ernsthaften Narrationen in der Masse. Vielleicht wird ihre autoritative Kraft nicht mehr erkannt, weder von der Politik noch von der Gesellschaft. Das mag viele Gründe haben und einiges liegt nicht in unserer Hand. Aber vielleicht liegt es auch an unserem Selbstverständnis als Schriftsteller und dieses, dass darf man doch gerade von uns erwarten, erfinden wir selbst.

Es wäre zumindest ein erster kleiner Schritt, wenn wir uns als europäische Autoren verstehen – und natürlich auch als europäische Filmemacher und Theaterschaffende -, die mit ihren Erzählungen das Verhältnis von *sein* und *sollen* verhandeln. Die von defizitären Ist-Zuständen schreiben und damit ein Nachdenken über das Sollen herausfordern und dieses Nachdenken wiederum in Erzählungen, in Utopien, fassen. Autoren also, die das Europa beschreiben, das ist und jenes, welches sein könnte, sein sollte.

Wir dürfen aber nicht nur aus dem Inneren Europas berichten. Wir müssen auch von den Grenzen Europas erzählen, von den Schicksalen an den Rändern dieser Idee, von jenen, die wir nicht teilhaben lassen. Vom Leben und Sterben im Mittelmeer, vor Melilla und Ceuta, von den Hautfetzen und den Sandalen, die im Natodraht hängenbleiben; wir müssen berichten aus Lampedusa, aus New Mogadishu in Apulien, den Gewächshäusern in Almeria, den Zivilschutzanlagen in den Schweizer Bergen und den Abschiebehäftzellen. Wir müssen von diesen Menschen erzählen, damit hinter den kalten bürokratischen Begriffen wie dem des *Dublin Übereinkommen*, das Leiden, die Demütigung und der Schmerz sichtbar wird und wir es als das verstehen lernen, was es ist: ein Zeichen unserer Gleichgültigkeit, unseres Egoismus, eine beschämende Unmenschlichkeit, der europäischen Idee nicht würdig. Ja, auch davon müssen wir erzählen. Vielleicht besonders davon.

Vielen Dank.

München, im Januar 2014

Dankesrede von Frédéric Ciriez

Anlässlich der Verleihung des Franz-Hessel-Preis 2013 am 18. Februar in Paris

Sehr geehrte Frau Ministerin Filippetti,
Sehr geehrte Frau Staatsministerin Grütters,
Sehr geehrte Jurorinnen und Juroren des Franz-Hessel-Preises,
Sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Villa Gillet,
Sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Genshagen,
Liebe Freunde,
Liebe Anwesende,

Heute habe ich das Vergnügen und die Ehre, den deutsch-französischen Franz-Hessel-Preis 2013 entgegenzunehmen. Der Geist dieser bilateralen Auszeichnung lebt im Namen des Schriftstellers Franz Hessel fort. Sein von Romanen, Essays und Übersetzungen gesäumter literarischer Werdegang zeugt von dem Bemühen, den geschichtlichen Umschwüngen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Trotz, zwischen unseren beiden Ländern einen intellektuellen und literarischen Brückenschlag zu wagen.

Heute werde ich für den Roman *Mélo* ausgezeichnet, der in Paris spielt.

Andere Zeiten, andere Sitten: Es handelt sich weniger um die Spaziergänge eines Flaneurs, die Franz Hessel in seinen Büchern über Paris und Berlin aus der Zwischenkriegszeit beschreibt, als um eine Pariser Raserei, oder besser gesagt, drei Rasereien, die sich alle am 30. April 2013 ereignen. Die erste Raserei befällt einen Mann, der sich in der Nähe eines Abstellplatzes für abgeschleppte Autos auf der anderen Seite der Umgehungsstraße in seinem Auto ersticht. Der erfahrene Gewerkschafter irrt auf der Suche nach dem geeigneten Todesort durch die Straßen der Pariser Innenstadt nur wenige Stunden vor dem 1. Mai, dem Tag der Arbeit - in der germanischen und skandinavischen Mythologie übrigens auch das Datum der Walpurgisnacht. Nachdem die ziellose Fahrerei ein Ende gefunden hat, wird er "Hand an sich legen", um den ebenso eindringlichen wie schrecklichen Ausdruck des österreichischen Schriftstellers Jean Améry zu verwenden. Unterdessen wird es Nacht in der Hauptstadt, die Einwohner machen sich am sommerlich warmen Vorabend des Feiertags zum Ausgehen bereit.

Meine zweite Figur ist ein kongolesischer Sapeur, der sich „Parfait de Paris“ nennt und unbedingt bewundert werden will. Tagsüber ist er als Müllwagenfahrer im 10. Arrondissement unterwegs, unweit der berühmten, von Walter Benjamin beschriebenen überdachten Passagen, nachts gehört er mit Leib und Seele der SAPE an – aus den Anfangsbuchstaben Société des Ambianceurs et des Personnes Élégantes zusammengesetzt (auf Deutsch etwa: Gesellschaft für Unterhalter und elegante Personen) – eine Art schwarz-afrikanisches Dandytum, das nach der Dekolonisation im kongolesischen Brazzaville entstanden war. Man folgt ihm zunächst am Steuer seines Lasters durch die Straßen von Paris, und später erlebt man seine Transformation zum Ausnahme-Sapeur: Er möchte glänzen, am schönsten Abend seines Lebens, an dem er zum elegantesten Mann seiner Gemeinschaft gewählt wird – ohne zu wissen, dass der Freund, der nicht ans Telefon geht, sich gerade das Leben genommen hat.

Ich mag die SAPE, und ich mag die Sapeure, ihre barocke Lebensfreude, ihren Überschwang, das zutiefst Dandyhafte, ihre Aneignung einer durch und durch kodierten und verfeinerten europäischen Ästhetik, ihre Fähigkeit, die soziale Herkunft im Zelebrieren des Gottes der Kleider zu veredeln. Ich, ein Weißer, habe versucht, als einer von ihnen „Ich“ zu sagen und hoffe nun, etwas von der

prachtvollen Sprache dieser Krieger der Eleganz zu vermitteln, die stets mit Worten zu kämpfen bereit sind, um die Überlegenheit ihres Prunks zu unterstreichen – in aller Unbescheidenheit. Der Weg meiner Figur Parfait de Paris lässt sich auch als Selbstbildnis eines müllwagenfahrenden französisch-kongolesischen Sapeur-Künstlers lesen, nur zu!

Die dritte und letzte Figur meines Parisbildes ist eine junge Französin chinesischer Herkunft, Barbara, die an einer Elitehochschule Wirtschaft studiert, und selbige auf den Grands Boulevards ausprobiert, wo sie auf Inlineskates erotische Feuerzeuge und anderen Billigplunder an Touristen verkauft. In der naiven Unternehmerin wütet eine andere Raserei: Der Lockruf des Gewinns, der in der riesigen Stadt ungehindert möglich scheint, ohne Gebietszuweisung. Mitten im Viertel der Boulevardtheater spielt sie das andere, grausamere und verschwiegenere Theater des nomadischen Allzweck-Direktverkaufs – bis zur beabsichtigten Erschöpfung ihrer Arbeitskraft.

Todestrieb in einem Vorort, exhibitionistischer Trieb für die „ästhetische“ Selbstbestätigung, käuflicher Trieb auf den Grands Boulevards, der historischen Spielstätte für die Melodramen des 19. Jahrhunderts – eine Form der Parodie auf den Slogan des Pariser Fußballvereins Paris SG: „Hier ist wirklich Paris.“ Zumindest mein Paris, das Paris, das ich sehe und liebe, in den Spalten einer angeblich reglosen, doch immer in Bewegung befindlichen Stadt.

Ich danke meiner Verlegerin Jeanne Guyon und meinem Verleger Yves Pagès für das Vertrauen und die Freiheit, die sie mir stets zugestanden haben.

Ganz zum Schluss möchte ich diesen Preis dem Gedenken an Heiner Kendziersky widmen.